

ches beschäftigen sich mit der Arbeit der EU und des Europarats, gehen auf europarechtliche Grundlagen ein, diskutieren den Beitrag des Fernsehens zur Integration, durchleuchten die TV-Regulierung, nehmen sich die Sicherung von Pluralität auf den Medienmärkten vor, berichten über die besondere Betroffenheit des öffentlich-rechtlichen Rundfunks und die Förderung der audiovisuellen Industrien.

Zum Abschluss wird diskutiert, inwieweit die europäischen Aktivitäten im Dienste einer europäischen Öffentlichkeit stehen, und hier wird von der Autorin Skepsis angemeldet. So gut die wirtschaftliche Integration gelungen sei, so sei es „offenbar nicht gelungen, die Bevölkerungen bei der Integration ‚mitzunehmen‘“ (327) So ist das wohl.

Die Autorin schildert die Vorgänge mit hoher Akribie und lässt kaum einen Aspekt aus; ein Index erschließt das Buch auch als Nachschlagewerk. Dabei lässt sie durchaus auch eigene Einschätzungen durchblicken; sie steht eher auf Seiten des Europäischen Parlaments und des Europarats, die beide die kulturelle Seite der Medien betonen. Dagegen vermisst sie eine klare Vielfalts-orientierte Politik der Kommission und kritisiert, dass sie kein Konzept für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk hat – wo doch public service eine genuin europäische Entwicklung darstellt.

Dem politikwissenschaftlich geschulten Rezensenten fällt auf, dass diese Arbeit Medienpolitik verspricht, sich aber nicht dabei aufhält zu erklären, was dies im europäischen Kontext bedeutet. So gelten der Autorin die EU und der Europarat als zentrale „Akteure“, wo man eher „Institutionen“ vermuten würde. Ist der Akteursbegriff aber bereits vergeben, bleibt wenig Raum für die organisierten Interessen als die eigentlichen „Akteure“, die allerorten über Brüssel (medien)politischen Einfluss zu nehmen versuchen. Angesichts dieser Ausgangslage liegt es nahe, dass sich Holtz-Bacha vor allem mit europäischem Politik-Output beschäftigt, politikwissenschaftlich policies, während der Input der zahlreichen Regierungen, Verbände, Unternehmen und inzwischen auch NGOs, also politics, stiefmütterlich behandelt wird.

Ein ähnliches Problem besteht auch mit dem Begriff „Regulierung“, welchen die Autorin ohne Problematisierung aus europäischen Quellen übernimmt, die ihn vor allem juristisch füllen. Da aber die Umsetzung der europäischen Regularien, so will es die entsprechende

Richtlinie, nationalstaatlich erfolgt, gibt es hier große Differenzen, z. B. in der Praxis der Eigenproduktionsquote. In den Mitgliedsstaaten finden wir sehr unterschiedliche – auch das ist ein Stück europäischer Vielfalt – Vorstellungen von dem, was Regulierung überhaupt sein soll: Ökonomen definieren ihren Inhalt in Großbritannien, Juristen und Föderalisten in Deutschland, Kulturnationalisten in Frankreich. So wird der Blick auf Europa von Holtz-Bacha vor allem „top down“, von Brüsseler Warte auf die Dinge geworfen, Europa „bottom up“ hat vergleichsweise wenige Chancen.

Gleichwohl gilt für dieses Buch, dass es einen umfassenden und systematischen Überblick zur europäischen Mediensituation bietet, dass es sorgsam recherchiert wurde und kenntnisreich die verschiedenen Handlungsfelder abarbeitet. Es eignet sich hervorragend zur Grundlage einer Einführungsveranstaltung in europäische Medienentwicklungen. Ich würde es allerdings um andere Quellen ergänzen.

Hans J. Kleinstüber

Joachim Knappe (Hrsg.)

Medienrhetorik

Tübingen: Attempto Verlag, 2005. – 262 S.

ISBN 3-89308-370-7

„Was, wenn er recht hat?“ fragten sich in den 60er Jahren Menschen aus der Welt der Werbung, des Fernsehens, der Computer und der Kunst. Er, das war Marshall McLuhan, der „King of Pophink“, dessen provokant assoziative Ideen die Strukturen der zukünftigen und vergangenen Medien(um)welten zu erfassen suchten. Seine zwei wichtigsten, immerhin einige hundert Seiten umfassenden Bücher „The Gutenberg Galaxis“ und „Understanding Media“ erschienen 1962 und 1964. Doch McLuhan, der Schreiben als langweilig und schwierig empfand, bevorzugte die freie Rede vor Publikum. Und reden, das konnte er. Man verstand zwar nicht so recht, was er sagte, aber wie er es sagte, muss faszinierend gewesen sein. Nicht nur der Drogenguru Timothy Leary schwärmte, McLuhan forme Sprache zu Blumen und Mandalas. Die klassischen Programme der Rhetorik hatte der kanadische Englischlehrer schon früh in seinen Studienjahren durchlaufen, dabei beeindruckten ihn nachhaltig Ciceros Maxime enzyklopädischer Gelehrsamkeit und die Gesprächsführungsfinten der

Sophisten. Seine Doktorarbeit 1943 behandelt den Disput um die antike Rhetorik unter den Gelehrten des elisabethanischen Englands.

Doch nicht wie und warum „das Orakel aus Toronto“ als Rhetoriker so erfolgreich sein konnte, beschäftigt die Autorinnen und Autoren des aus einer Tübinger Tagung hervorgegangenen Sammelbandes. Sondern es ist die eingangs formulierte Frage, die Ausgangspunkt der insgesamt zwölf Beiträge sein soll.

Joachim Knapes einführender Aufsatz präzisiert zunächst den bei McLuhan höchst vieldeutigen Medienbegriff, um diesen für seine eigene, pragmatisch orientierte Rhetoriktheorie nutzbar zu machen. Außerdem geht der Autor Problemen einer spezifischen Mediensemantik und wichtigen Fragen bezüglich der Struktur-determinanten einzelner Medien nach. Knapé macht dabei deutlich, dass McLuhan konsequent vom handelnden Menschen aus und auf diesen hin denkt, seine Ausführungen mithin immer innerhalb eines kommunikativen Interaktionsprozesses zu verstehen sind. Dies ist meiner Meinung nach ein wichtiger Aspekt, der in der Rezeption des Medientheoretikers häufig und gerne übersehen wurde und wird. Nicht zuletzt aus dieser Perspektive ist McLuhan – und zwar nicht nur für die Rhetorik – nach wie vor interessant. Ein weiteres offenes Forschungsfeld ergibt sich laut Knapé aus der Frage „Was leisten Medien überhaupt als Medien?“ Denn es macht durchaus einen Unterschied, ob eine Nachricht per Brief, Handy, Telefon oder vor der Wohnungstüre weitergegeben wird. Medien haben, auch dieser Gedanke ist erst durch und mit McLuhan als Einsicht populär geworden, eine „bias“, einen „appeal“. Innerhalb kommunikativer Leistungen zeitigen sie Effekte über deren kulturelle Konsequenzen noch viel zu wenig bekannt ist. Joachim Knapé hält mit seinem Aufsatz vor allem ein engagiertes und plausibles Plädoyer für die Aktualität der zentralen Thesen McLuhans. Und dies zu einem Zeitpunkt, an dem der wissenschaftliche Hype um das, was unter dem Label „Medientheorie“ zirkuliert, schon wieder abzuflauen scheint.

Etwas erstaunt ist der Leser nach dieser gelungenen Einleitung, weil einige der folgenden Aufsätze McLuhan doch etwas, zum Teil sogar gänzlich, aus den Augen verlieren und sich mit eher konventionellen Methoden einzelnen Medien zuwenden. So untersucht Claus Rieder die komplexen Strukturen und Differenzierungen des theatralen Mediensystems, Klaus Zehelein

hinterfragt aus seiner Praxis als Opernintendant Begriffe wie Intentionalität, Werktreue und Regie vor dem Hintergrund von Text und Institution. Franz-Joseph Deiters widmet sich der Rhetorik des Plakats mit seiner entgrenzten Textur und rahmenlosen Ästhetik, und Olaf Kramer beschäftigt sich mit den speziellen Struktur-determinanten und Anforderungen an Texturen innerhalb des Internets. Der Germanist Georg Braungart zeigt, dass semiotische Grundfragen schon lange Gegenstand künstlerischer, literarischer und theoretischer Bemühungen sind. Demgegenüber führt Fabian Klotz mit seinem Aufsatz zur Medienwertelchre wieder direkt zu McLuhan zurück, in dem er klarmacht, wie man auch auf hermeneutischem Weg zu der vielzitierten Aussage kommt: *The medium is the message.*

Einen wirklich gelungenen Rekurs auf McLuhan stellt Almut Todorow her. An Hand aktueller Gestaltungsprinzipien deutscher Zeitungsseiten (u. a. TAZ, Süddeutsche Zeitung, Bild) führt sie aus, wie neue Perspektiven über die technologischen Wandlungsprozesse der (hier) Print-Medien in die öffentliche Wahrnehmung kamen. Die Macht der Medien sah McLuhan, der letztendlich doch immer Lehrer blieb und stets um Aufklärung bemüht war, vor allem in ihrer unbewussten Wirkung. Nicht zuletzt deshalb forderte er vehement eine Anleitung zum emanzipativen Mediengebrauch. Die Autorin liefert mit ihrem Aufsatz detaillierte Beispiele für den ingeniosen Blick des Kanadiers und dafür, wie man noch heute mit dessen theoretischen Bausteinen eine interessante, auf ein spezifisches Medium hin orientierte Medienanalyse betreiben kann.

Auch Jörg Metelmann gelingt eine höchst spannend zu lesende Konfrontation. Er stellt das filmtheoretische Segment der Theorie McLuhans vor und bringt die Denkfigur der Zeit-Raum-Konstellation in Zusammenhang mit filmtheoretischen Überlegungen von Gilles Deleuze, Henri Bergson, Walter Benjamin und dem hierzulande noch nicht so bekannten italienischen Theoretiker Maurizio Lazzarato. Dabei kommt der Autor zu dem Ergebnis, Kino schaffe im Unterschied zu Fernsehen und Video eine ganz spezifische Verbindung von Nähe und Ferne und könne als eine Art „Kirche der Postmoderne“ verstanden werden.

Medienforschung im Sinne von Untersuchungen kultureller Praxen verschreibt sich keinem – McLuhan ja gerne zugeschriebenen

– technologischen Determinismus, so Hans-Werner Ludwig in seinen Ausführungen, sondern bettet die Medien in differenzierte, kulturell weit aufgespannte Kontexte ein. Ludwig wirft höchst interessante Schlaglichter auf gerne vergessene Fakten und Entwicklungslinien im Zusammenhang mit dem Medium Fernsehen und macht deutlich, dass bereits in Bezug auf dieses Medium viel stärker mit Präzisionen und Differenzierungen gearbeitet werden müsse. Die vom Autor angeführte These von der zunehmenden Emotionalisierung und Reizsteigerung hätte sich wunderbar mit den zentralen Gedanken McLuhans zum Unbewussten und zur Synästhesie der Medien verbinden lassen. Eine Rückbindung an die Ausführungen McLuhans wird hier aber ebenso versäumt wie die Chance für eine dezidiert vorgebrachte Kritik.

Betrachtet man die Gesamtheit der Aufsätze des vorliegenden Bandes, ahnt man was sich im Feld der Medienrhetorik – ein im übrigen noch nicht einmal eingeführter Begriff, der davon ausgeht, dass Medien „vermutlich ein rhetorisches Potential haben, also dass Medien in ihrer Eigenschaft als Medien rhetorische Effekte entfalten“ (S. 7) – an offenen Fragen und zu beforschenden Gebieten aufzut. Ebenso deutlich wird, dass es sich nach wie vor lohnt, McLuhan einer (kritischen) Relektüre zu unterziehen bzw. seine Gedanken und Ausführungen zu aktualisieren.

Daniela Kloock

Hans-Jürgen Lüsebrink

Interkulturelle Kommunikation

Interaktion, Fremdwahrnehmung, Kulturtransfer

Stuttgart: Metzler, 2005. – 211 S.

ISBN 3-476-01989-6

Interkulturelle Kommunikation, die Kommunikation zwischen Menschen unterschiedlicher Kulturen, ist in Zeiten von Kriegen, Terrorismus und Konflikten, die immer wieder mit unvereinbaren kulturellen Gegensätzen begründet werden, nötiger denn je, wird aber in der deutschen kommunikationswissenschaftlichen Forschung wenig beachtet. Umso erfreulicher ist es, den Band „Interkulturelle Kommunikation“ von Hans-Jürgen Lüsebrink zu sehen, der das Thema interdisziplinär aus verschiedenen Blickwin-

keln betrachtet. Das Buch ist als Einführung in Fragestellungen, Methoden und Gegenstandsbereiche der interkulturellen Kommunikation gedacht. Ziel ist es, neben Aktualitätsbezügen vor allem die historische Dimension kultureller Prozesse zu beleuchten. Ausgangspunkt sind hier Erfahrungen und Anforderungen der Studiengänge „Französische Kulturwissenschaft und Interkulturelle Kommunikation“ sowie „Grenzüberschreitende Deutsch-Französische Studien“ der Universität des Saarlandes, an der der Autor forscht und lehrt.

Diesem Standpunkt ist es zu verdanken, dass nicht nur die bekannte deutsch- und englischsprachige Literatur berücksichtigt wird, sondern Publikationen aus dem gesamten frankophonen Raum Beachtung gefunden haben. Gerade die frankoafrikanische und frankokanadische Literatur eröffnet dem Leser immer wieder interessante Einblicke. Fremdwahrnehmungsmuster, zum Beispiel in dem französischen Diskurs über Afrika oder dem kanadischen über die Indianerkulturen Nordamerikas, verglichen mit dem deutschen Diskurs über Amerika zeigen im Rahmen der Diskursanalyse, dass diese Muster nicht isoliert gesehen werden können, sondern einer vielschichtigen Auswertung von Bezugsnetzen bedürfen.

Die Anlage ist breit: Nach einer allgemeinen Einordnung der interkulturellen Kommunikation werden Konzepte wie Multikulturalität, Transkulturalität und Hybridität vorgestellt und Problemfelder der interkulturellen Kommunikation aufgezeigt. Konfrontationen zwischen Menschen verschiedener Kulturen und kulturelle Konflikte stehen dabei im Mittelpunkt: Verstehen von Kultur durch den Vergleich von Texten wird hier als produktiver Lösungsweg aufgezeigt.

Im anschließenden Kapitel „Interaktion“ werden verschiedene Formen der empirischen Analyse vorgestellt: interkulturelle neben kulturkontrastiven, psychologische neben linguistischen Ansätzen. Nachdem interkulturelle „Problem-Kommunikation“ auf Makro- und Mikroebene analysiert wird, erfolgt eine Überleitung zu konkreten Anwendungsbereichen: zum einen zum Bereich Interkulturelles Lernen, einem international sehr intensiv diskutierten Problemfeld des Bildungsbereichs, zum anderen zum Bereich der interkulturellen Trainingsformen und -methoden, die im Zuge der Globalisierung von Unternehmen und dem weltweiten mobilen Einsatz ihrer Mitarbei-